

Die Berlin-Macher

Dass Berlin dazu verdammt ist, immerfort zu werden und niemals zu sein, wusste schon im Jahr 1910 der Publizist und Kunstkritiker Karl Scheffler. Ein oft zitierter Satz, der noch heute gilt. Umso mehr sind Menschen gefragt, die vor oder hinter den Kulissen etwas bewegen und die Stadt ein Stück voranbringen. Wir stellen sie in jeder Ausgabe vor, die Berlin-Macher. Diesmal **Wolfgang Huber**

Der Ratsvorsitzende ist der höchste Repräsentant der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Das ist sicherlich kein leichtes Amt in einer säkularisierten Welt, in der auch nur noch das existent zu sein scheint, was die Medien zeigen. Umso mehr braucht es in solchen Positionen Menschen mit klarem Welt- und Gottesbild, festen Grundsätzen, scharfem Verstand und nicht zuletzt medialem Geschick. Der aktuelle Amtsinhaber ist so einer. Wolfgang Huber heißt er und ist zugleich Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Seit November 2003 steht Huber an der Spitze der EKD. Schon alsbald attestierte ihm keine Geringere als „Die Zeit“, er habe „sich als Schlüsselfigur für die Kirche in der neuen Zeit entpuppt, gesellschaftlich gewandt, überall ein gern gesehener Gast, beinahe eine Hofpredigergestalt, dann aber wieder von würdebewusster Härte, wenn er etwa gegen das Land Brandenburg im Streit um den Religionsunterricht zu Felde zieht“. Heute eilt ihm ein Ruf voraus, der sich in Charakterisierungen widerspiegelt wie messerscharfer Analytiker, sprachgewandter und wortgewaltiger Redner oder streitbarer Theologe.

Der 64-Jährige selbst sieht sich weder als Manager noch als Seelsorger, zumindest nicht in den Definitionen, die allgemein gebräuchlich sind, sondern eben als Bischof und damit als Prediger, der das Wort Gottes weitergibt und erläutert. „Das tue ich gerne“, sagt er und macht deutlich, wie wichtig ihm der Kontakt zu und mit den Menschen ist. Dass er im Umgang mit ihnen zuweilen auch einmal eher etwas steif als wirklich locker wirken kann, tut seiner Ausstrahlung keinen Abbruch, sondern macht ihn nur noch sympathischer, menschlicher.

Und der Mensch Huber hat, wie jeder andere auch, ein, ja sein Kreuz zu tragen. Dazu gehört, dass sein Beruf ihm einen

Teil seiner Privatsphäre nimmt und er eben nicht in der gleichen Unbekümmertheit wie andere einkaufen oder ausgehen kann. „Ein Bischof oder Pfarrer wird zwangsläufig stärker mit seinem Beruf identifiziert als ein Mitarbeiter in einem Betrieb“, weiß und akzeptiert der verheiratete Vater von drei Kindern, dass das Verhältnis zwischen Geben und Nehmen bei ihm nicht immer ausgeglichen sein kann: „Als Ratsvorsitzender habe ich die EKD in der Öffentlichkeit zu vertreten. Wenn ich das nicht gerne machen würde, hätte ich das Amt nicht annehmen dürfen.“

Trotzdem ist es nicht mehr als normal, dass auch ein Bischof einmal das Bedürfnis hat sich anzulehnen und Zeit zum „Auftanken“ braucht. Vorzugsweise macht er das bei seiner Familie oder guten Freunden. Dass ein Foto, das jüngst aufgenommen wurde und auf dem zu sehen ist, wie er sich tatsächlich an seine Frau anlehnt, nicht zur Würde seines Amtes passen soll, versteht er nicht – oder will es nicht verstehen. Dass Hubers Mitarbeiter in ihrem Chef ein „Alpha-Tier“ sehen, wie er sagt, kann nicht verwundern. Er selbst, so hat man das Gefühl, sieht sich tatsächlich als Leitwolf, der sein Rudel führt und dafür die Verantwortung trägt. Und so stört es ihn auch nicht sonderlich, wenn behauptet wird, er sei eitel. „Manchmal bin ich das auch“, gesteht er ein und lächelt in seiner ihm eigenen entwaffnenden Art und Weise. Die verbietet es vermutlich auch seinen Mitarbeitern, ihm böse zu sein, wenn er von ihnen fordert, verlangt und viel erwartet. Er tröstet sich damit, dass er auch von sich viel verlangt. Und da seine Mitarbeiter ebenfalls viel von ihm erwarteten, halte sich das alles die Waage – Zweifel ausgeschlossen.

Früher schon als Professor für Systematische Theologie und heute als Bischof noch viel mehr ist Huber tief verwurzelt in seinem Glauben. Und dennoch, auch er ist dann und wann an



Schlüsselfigur für die Kirche in der neuen Zeit: Wolfgang Huber (64) ist sowohl Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland als auch Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Gott und der Welt verzweifelt, wie man so sagt. 1942 geboren, habe er als Kind noch die Sinnlosigkeit von Krieg und Tod erlebt, von den nationalsozialistischen Verbrechen an den Juden erfahren und sei aufgewachsen mit der Frage: Wie konnte das geschehen? Vor diesem Hintergrund sei er sehr dankbar, dass und wie er lebe.

Sein Glaube an Gott gestärkt wurde bei einer anderen Begebenheit. Das war, als er „leichtsinnig an einer gefährlichen Stelle ins Wasser gegangen und in einen Strudel geraten ist“. Die Situation sei so ausweglos gewesen, dass er mit seinem Leben bereits abgeschlossen gehabt habe. Doch dann, wie durch ein Wunder, sei er doch noch wieder herausgekommen. Wer oder was ihn gerettet hat? „Der liebe Gott“, sagt Huber wie selbstverständlich und lächelt.

Im Hungerwinter 1946 war es allerdings weniger Spiritualität als vielmehr bloßer Überlebenswille, der den Alltag prägte. Als er einmal mit seiner Mutter einkaufen war und ihnen erklärt wurde, dass es für so einen kleinen Jungen wie ihn nicht mehr als eine halbe Scheibe Brot gebe, da habe er gedacht: „Das ist eindeutig zu wenig.“ Für ihn eine klare Sache: „Es gibt zu wenig Bäcker.“ Und sein Berufswunsch war da.

Dass es anders kam, ist bekannt. Die Weichen dafür wurden bereits sehr früh gestellt. Als Huber 14 Jahre alt war, ergab sich in der Schule für ihn die Möglichkeit, Hebräisch zu ler-

nen. Das tat er, las zahlreiche Originalbibeltexte und hatte zudem, wie er sich erinnert, „einen hervorragenden Religionsunterricht“. Als ihm dann ein Vikar im Konfirmandenunterricht auf den Kopf zu sagte, dass er eine geistliche Laufbahn einschlagen werde, war er – aus einem lupenreinen Juristenhaushalt stammend – noch überrascht. Doch seine Karriere als Theologe und Geistlicher nahm mit seinem Theologiestudium in Heidelberg, Göttingen und Tübingen ihren unaufhaltsamen Lauf. Es folgten Promotion, Vikariat und Pfarrtätigkeit sowie Habilitation, von den diversen anderen universitären und kirchlichen Stationen ganz zu schweigen. Selbst die Aussichten auf ein SPD-Bundestagsmandat brachten den gebürtigen Straßburger und jüngsten von fünf Brüdern nicht vom rechten Wege ab.

Und so steht mit Huber heute ein Mann an der Spitze der EKD, der kaum prädestinierter sein kann, sich der großen Zukunftsfrage zu widmen: „Wie muss sich die Kirche ändern, damit sie die Menschen erreicht?“ Eine Wiederkehr der Religion hat er in unserer Gesellschaft schon ausgemacht, einer Gesellschaft jedenfalls, „in der Glaubensfragen nicht mehr tabu sind“. Wolfgang Huber wird, das ist gewiss, für viele Menschen Antworten finden.

Detlef Untermann